

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Weule.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Abdruck aller Artikel verboten.

Nummer 8

Sonntag, den 16. Januar 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 16. Januar: Margellus. **Montag, 17. Januar:** Antonius.
Abt. Dienstag, 18. Januar: Petri Stuhlfeier in Rom. **Mittwoch, 19. Jan.:**
Anastas. **Donnerstag, 20. Januar:** Sebastian. **Freitag, 21. Januar:** Agnes.
Jungfrau. **Samstag, 22. Januar:** Bingen.

2. Sonntag nach Erscheinung

Evangelium des hl. Johannes 2, 1—11.

In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und als es am Wein gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. Es standen aber da selbst sechs steinerne Wassertrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maß hielt. Jesus sprach zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpft nun und bringet es dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jebermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.

*

Der zweite Sonntag nach Epiphanie ist der Sonntag der Hochzeit zu Kana. Und wer ins Hochamt geht und sieht den Pfarrer auf der Kanzel, der erwartet von ihm eine Predigt über Ehe, Familie, Kindererziehung oder ein ähnliches Thema.

Ehe, Familie, welch ehrwürdiges, heiliges Wort! Eine Familie gründen, eine Ehe eingehen, welch heilige Handlung! Nicht bloß im Christentum gilt die Eheschließung als ein religiöser Akt, auch außerhalb desselben kann man beobachten, daß, wenigstens in irgend einer Form, der Hinweis auf das göttliche Wesen und seinen Segen, die Anrufung überirdischer Mächte, die Fernhaltung böser überweltlicher Einflüsse dabei eine Rolle spielt und gewöhnlich auch gewisse religiöse Zeremonien innegehalten werden. Der Mensch fühlt eben instinktiv, daß es sich bei der Eheschließung um eine Einrichtung von weittragender Wichtigkeit handelt und daß er gut tut, sich hierzu des Schutzes der himmlischen Mächte zu vergewissern.

Der Anfang des Lebens und die Erhaltung des Lebens, d. h. die Erziehung des jungen Menschen, ruht in der ehelichen Familie. Die Ehe ist also der Grundpfeiler der Familie, der Gemeinde, des Staates. Und weil die Familie auch die Hüterin der Religion ist, so steht auch die Kirche in der Ehe, in der Familie, die wesentliche Grundlage der Kirchengemeinschaft und hat ihre Heiligkeit und Unantastbarkeit mit weisen Befehlen umgeben.

Den bedeutungsvollen Schritt zur Hebung der Ehe hat Christus selber getan, indem er die paradiesische Einheit der Ehe wiederherstellte und dazu der Ehe den Charakter des Sakramentes aufdrückte. Aus den vorchristlichen heiligen Büchern ist ersichtlich, wie weit die jüdische Ehe entartet war. Die fortwährende Praxis vor und nach Moses war die, daß ein Bräutigam mit mehreren einen Ehevertrag eingehen konnte. Die Polygamie (= Ehe eines Mannes mit mehreren Frauen) war zwar durch das Gesetz nicht begünstigt, aber auch nicht direkt verboten. Bei dem harten Sinn der Juden und besonders bei der engen Berührung mit dem Heidentum, das in dieser Beziehung keine Schranken und keine Ehrbarkeit kannte, mußte sich die jüdische Behörde darauf beschränken, die schlimmsten Auswüchse zu beseitigen und das Aergste hintanzuhalten. In diesem Geiste lehrten denn auch die strengeren jüdischen Lehrer, und suchten die Polygamie einzuschränken.

Auf der anderen Seite waren eine ganze Reihe von Bestimmungen getroffen, die bestimmte Ehen verboten. Verboten waren die Ehen mit Ausländerinnen und die Ehen in mehreren Graden der Blutsverwandtschaft. Diese letzteren Bestimmungen sind mit solcher Weisheit getroffen, daß sie auch heute noch im kirchlichen Eherecht Geltung haben.

Die Ehescheidung, d. h. die Entlassung des Weibes durch den Mann, wurde von Moses gestattet, weil sie allgemein eingedrungen war und nicht abgeschafft werden konnte, ohne nicht größere Uebel herbeizuführen. Der ursprüngliche Zustand war aber nicht so, wie Jesus ausdrücklich erklärte. (Matth. 19, 8.) Die Ehescheidung war aber durch das Gesetz genau geregelt und nur unter gewissen Bedingungen gestattet.

Was die Ehe in der heidnischen Welt war, wie die Frau von ihrer Würde entkleidet und der Willkür des Mannes völlig preisgegeben war, darüber brauchen wir weiter keine Zeugnisse anzuführen. Es ist genugsam bekannt. Selbst die Blütezeit der griechischen und römischen Kultur ist entehrt durch ihre Ansichten über die Frau und die Ehe.

Da erschien Jesus, der Erlöser, und „das Licht leuchtete in die Finsternis“. Was er der Welt brachte, war zunächst die religiös-sittliche Gleichstellung der Frau mit dem Mann. Schon die Geburt Christi aus Maria, der Jungfrau, bedeutete für das weibliche Geschlecht eine großartige Erhebung aus Verachtung und Schande. Jesus, der Sohn Gottes, nimmt Fleisch und Blut an aus dem Weibe, welche Ehre für das ganze weibliche Geschlecht! Als der Dominikaner Heinrich Seuse (lebte 1295—1366 in Konstanz), der lieblichste und anziehendste der deutschen Mystiker, einst einer Frau begegnete und, um ihr auszuweichen, in den Graben trat und mit dem Straßenschlamm bespritzt wurde, verwunderte sich die Frau darüber und sagte: Warum seid ihr mir, einem armen Weibe, ausgewichen, ihr, ehrwürdiger Vater? Und der Ordensmann erwiderte: Weil ich in euch wie in jedem Weibe die Würde und Ehre der lieben Gottesmutter erblicke. So lohne euch, sagte dann die Frau, Maria die Ehre, die ihr mir damit erweist. Ja, mit Maria und ihrer Würde fällt die Verachtung dahin, die bisher auf dem weiblichen Geschlechte lag. Und man muß sagen, daß gerade der Marienkultus, wie er in der katholischen Kirche gepflegt wird, seinen gewaltigen Teil dazu beigetragen hat, daß bei einem Volke, das dem Christentum die Tore öffnete, die Würde der Frau sich hob und damit die Sittlichkeit.

Für den Mann gelten die gleichen sittlichen Grundsätze, wie für die Frau. Das ist die Lehre, die Paulus im Galaterbrief mit großer Schärfe betont und die er nirgends zurücknimmt. Es ist jetzt auch erklärlich, weshalb sich die Frauen in Massen dem Christentum zuwandten, denn es brachte ihnen und ihrem Geschlechte die Gleichberechtigung. Sie war fürder nicht die Sklavin, die seinen Launen gefügige Dienerin, sondern die geachtete und geehrte Gefährtin des Mannes. Für das alte Heidentum war das etwas geradezu Unerhörtes. Aber der Ausbreitung des Christentums kam dieses Eintreten für die Gleichstellung und Gleichberechtigung von Mann und Weib zugute. Trotz dieser geschichtlichen Tatsache haben Gegner des Christentums den Vorwurf erhoben, daß das Aheidentum die Verachtung des Weibes gebreitet habe. Dem ist entgegenzuhalten, daß dann die Frauen, die doch sonst nicht unempfindlich sind gegen Beschimpfungen ihres Geschlechtes, sicher unangenehm protestiert hätten. Es ist uns aber von solchen Protesten nichts bekannt, sondern das Gegenteil, daß die Frauen zurzeit der Verfolgungen am treuesten zur Kirche standen, so daß im zweiten Jahrhundert der heidnische Philosoph Celsus, der mit den Waffen des Spottes das Christentum bekämpfte, es als eine Religion der Frauen verhöhnnte. Der letzte der Christenverfolger, Valerianus, der den Einfluß der Frauen auf die Ausbreitung des Christentums kannte, erließ das Verbot, daß die Frauen an den christlichen Gottesdiensten teilnahmen. Nicht die Feindschaft der Kirche gegen das weibliche Geschlecht erbellt daraus, sondern ihre warme Fürsorge für ihre Erhebung und ihre Stellung in der Familie.

Was tut ferner Jesus zur Hebung von Ehe und Familie? Er verbirgt sich dreißig Jahre im Schoße einer Familie. Die ganze Welt stand ihm offen. Er hätte nach Athen, Korinth, nach Rom gehen und dort in glänzender Beredsamkeit und unter zahlreichen Wundern sein Reich gründen, er hätte einen Haufen von gelehrten Mitarbeitern um sich versammeln und sie für die Ausbreitung des Reiches Gottes vorbereiten können. Nichts von alledem tut er. Sondern er verbirgt sich so lange in der Familie und hält so eine eindringliche Predigt über die Heiligkeit und die Bedeutung des Familienlebens. Und als er austritt, als er endlich an die Öffentlichkeit kommt, wo finden wir ihn da? Zuerst in einer Familie, bei der Hochzeit zu Kana. Da wirkt er sogar sein erstes Wunder. Welch eine Ehre für die Brautleute, welch eine Bedeutung für alle, die sich anschauen,

das Sakrament der Ehe zu empfangen! Niemand kann dieser stillen Predigt Christi in Kana über die Bedeutung der Familie widerstehen.

Und nun folgt Jesus seiner Predigt die Tat hinzu, er erhebt die Familiengründung zu der Würde eines Sakramentes. Wann und wo das geschah, davon steht nichts in den Evangelien, wie auch von der letzten Deutung und der Firmung darin nichts zu finden ist. Aber auf anderem Wege können wir die Einsetzung des Ehe sakramentes nachweisen. Paulus bezeichnet nämlich (Eph. 5, 32) die christliche Ehe als ein geheimnisvolles Abbild der Verbindung Christi mit seiner Kirche. Diese Verbindung ist die Quelle der Heiligkeit und übernatürlichen Schönheit der Kirche, also ist auch die christliche Ehe eine heilige und gnadenpendende Verbindung, das heißt ein Sakrament. Dazu kommt die ständige Ueberlieferung in der Kirche, die die Ehe stets als Sakrament betrachtet und behandelt hat. Die Ueberlieferung ist aber gerade so wie die hl. Schrift Glaubensquelle. Die Ehe als Sakrament steht also für uns Katholiken fest.

Das Höchste und Heiligste, das es gibt zwischen Himmel und Erde, die Würde eines Sakramentes, hat Jesus der Ehe verliehen, sie mit göttlichen Gewalten und Kräften umgeben und erfüllt. Konnte er mehr tun?

Christus hat endlich die Ehe in ihrer Unauflöslichkeit wiederhergestellt. Die Worte Jesu darüber sind bekannt: „Wer immer sein Weib entläßt und eine andere nimmt, der begeht an ihr Ehebruch. Und wenn ein Weib ihren Mann entläßt und einen anderen heiratet, die bricht die Ehe.“ (Mark. 10, 11, 12.) Es ist mir immer unerfindlich gewesen, wie ein protestantischer Geistlicher über diese Worte denkt, wenn er eine Ehe einsegnet, von der ein Teil geschieden ist. Es ist tief beklagenswert, daß der Protestantismus die Unauflöslichkeit der Ehe preisgegeben hat und die Scheidung gestattet. Zur Hebung der Frau, der Sittlichkeit und des Ansehens der Ehe trägt diese Nachgiebigkeit gegen die menschliche Schwäche gewiß nicht bei. Denn der leidende Teil bei einer Scheidung ist doch in den meisten Fällen die Frau. Der Mann kann viel leichter auch ohne Frau eine Existenz haben. Die richtig geschlossene und vollzogene Ehe ist unauflöslich. Das ist der Grundsatz, den die Kirche stets hochgehalten und gegen alle Welt mit Unnachgiebigkeit verteidigt hat, und das ist das unermeßliche Verdienst der katholischen Kirche. Unerbittlich ist das Papsttum für die Rechte der Frau eingetreten, wenn wilde Leidenschaft den Frieden der Ehe störte. Auch eine fürstliche Frau hat in solchen Fällen, wo ihre Rechte mit Füßen getreten werden sollten, den Schutz der Kirche angerufen. Als König Heinrich VIII. von England seine rechtmäßige Gemahlin Katharina verstoßen wollte, um sein Hofräulein, die Anna Boleyn, heiraten zu können, widersand der päpstliche Stuhl, der um Lösung der Ehe gegangen wurde, auf das heftigste, und er hat lieber zugeesehen, daß ganz England von Rom losgerissen wurde, als daß er auch nur um ein Jota der Leidenschaft des Königs nachgegeben und das christliche Sittengesetz verraten hätte.

Auch heute würde sich manches Eheleben anders gestaltet haben, wenn die Eheleute von Anfang an den wahrhaft göttlichen Gedanken des lebenslänglichen Gebundenseins klar vor Augen gehabt und nicht in einem verborgenen Winkel der Seele dem Gedanken an eine mögliche Scheidung Raum gegeben hätten. Hier muß man immer dem Einwand begegnen, den Eheleuten könne niemand zumuten, die Ehe fortzusetzen, wenn sie sich nicht mehr leiden mögen und das Leben verbittern. In Fällen, wo das Zusammenleben der Eheleute von wirklichen schweren Nachteilen für Gesundheit oder Gewissen begleitet ist, gestattet auch die Kirche, daß die Eheleute sich trennen, das Eheband bleibt aber bestehen und wird nur durch den Tod gelöst, wie die hl. Schrift klar und deutlich lehrt. Unglückliche Eheverhältnisse sind gewiß ein großes Kreuz, aber Kreuz und Leiden machen keinen Ehebruch erlaubt, sondern sind, wenn sie geduldig und in Liebe gegenseitig ertragen werden, ein überaus geeignetes Mittel, hohe sittliche Vollkommenheit zu erlangen. Wer verdient übrigens auch in den Augen der Welt die Krone, jener, der beim Auftauchen von Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten gleich die Platte ins Korn wirft und daran denkt, sich nach jemand anders umzusehen, oder wer die am Altare versprochene Treue auch unter recht ungünstigen Verhältnissen hält und durch Ausharren und liebende Geduld, durch Entgegenkommen und Friedfertigkeit die Ehre der Familie rettet und die Heiligkeit der Ehe nicht ins Wanken bringt?

Mit wahrhaft mütterlicher Sorge hat die Kirche den wichtigen Schritt der Familiengründung, das Sakrament der Ehe, mit ihrer Weihe und ihrem Segen umgeben. Unter den Messformularien gibt es ein eigenes für die sogenannte Brautmesse, die in ihrem Verlauf etwas abweicht von den gewöhnlichen Messen. Zweimal wendet sich der Priester mitten in der heiligen Handlung zu den vor ihm knienden Brautleuten und fleht in einem ergreifenden Gebete den Segen Gottes auf ihre Ehe und Familie herab.

Wir hoffen auf das Bestimmteste, daß der Krieg auch in dieser Beziehung einen wohlthätigen Einfluß ausübt und die Heiligkeit der Ehe und den christlichen Charakter des Familienlebens wieder zu Ehren bringt. Wer dem Tode so wie unsere Krieger ins Angesicht geschaut und die ewigen Werte schätzen gelernt hat, der kommt von selber zu einer tiefen Wertung der Ehe, die als die Grundlage von Kirche und Staat gilt. Bp.

Der hl. Kanut — König und Märtyrer

(19. Januar.)

Denn wie ein Engel Gottes, also ist der Herr, mein König, daß er weder durch Segen noch durch Fluch sich bewegen läßt. (2. Reg. 144, 17.)

Ein gerechter Herrscher findet stets die Liebe seines Volkes, und ruhig kann er sein Haupt in seiner Untertanen Schoß legen. Fällt aber ein solcher Regent der Leidenschaft, die auch im best regierten Lande nicht ausstirbt, dennoch zum Opfer, dann ist er ein Blutzuge des Rechtes, ein Held Gottes wie der Dänenkönig Kanut.

Kanut war der achte Sohn des Königs Swen Estrithson. Nach den damaligen nordischen Verhältnissen erhielt er eine sorgfältige Erziehung, die den charakterfesten und frommen Jüngling für den späteren Beruf aufs Beste vorbereitete. Dazu übte er sich unablässig im Waffendienst.

Als der Vater gestorben war, bot ihm eine kleine Partei die Königskrone an. Doch das Volk wählte den älteren Bruder Harald. Kanut wollte einen Bürgerkrieg vermeiden; er ging deshalb mit den Häuptern seiner Partei nach Norwegen zum Könige Olaf dem Stillen. Sein edles gotterfülltes Herz drängte ihn, auch in der Fremde dem Vaterlande zu nützen: er zog gegen die Seeräuber, die die dänischen Gewässer unsicher machten. Seine Kriegszüge zur See krönte ein voller Erfolg. Aus Dankbarkeit wählten nach Haralds baldigem Ableben die Dänen Kanut zum Oberhaupt; so hatte ihn edelmütige Liebe in Ehren auf den Thron geführt.

Seine Tätigkeit leitete der junge König ein durch einen siegreichen Zug gegen die heidnischen Nachbarn, die Estländer und Littaauer. Er sandte dann in die unterworfenen Gebiete Missionare, die unter seinem Schutze das Christentum an der Südküste des baltischen Meeres einführten. Doch blieb dem Heiligen gerade als christlichem Herrscher in der eigenen Heimat noch genug der Arbeit. Dänemark war ein christliches Land; und doch trat noch in vielen Herzen tief das Heidentum. Besonders sah es in Bezug auf die Stellung und den Unterhalt der Geistlichen schlimm aus. Und gerade hier wollte Kanut geordnete Verhältnisse schaffen. Er erhob deshalb die Bischöfe zum Range der Reichsfürsten; er übertrug ihnen die Gerichtsbarkeit in rein geistlichen Dingen; er führte für den Unterhalt der gewöhnlichen Geistlichen den Zehnten ein; er baute an Stelle der alten, baufälligen Holzkirchen geräumige und steinerne Gotteshäuser, in denen er dann den Gottesdienst mit würdiger Feierlichkeit abhalten ließ.

Persönlich gab er selbst das schönste Beispiel. In seiner Familie herrschte echt christliche Liebe, die in tadelloser Reinheit gekleidet wurde. Wohltun war des sonst strengen Königs Freude. In Handhabung der Gerechtigkeit kannte er keinen Unterschied. Arm und reich wurden vor ihm gleich gehalten und gleich gerichtet. In seinem unerbittlichen Rechtsgedächtnis mochte der Heilige wohl auch einmal zu scharf vorgehen — denn auch er war ein Mensch.

Im Jahre 1066 war England von dem Normannenherzog Wilhelm dem Eroberer, in furchtbarem Kampfe unterjocht worden. Die Engländer feuerten schwer unter der festen Hand des rauen Nordmannes; sie sahen voll Sehnsucht nach dem Dänenkönig hinüber, der von Kanut dem Großen her auch Ansprüche auf Inselreich herleitete. Mit Hilfe des Norwegerkönigs Olaf und des mächtigen Schwiegervaters Robert von Flandern rüstete Kanut zu einem Kriegszug gegen König Wilhelm. Doch die Engländer wollten nichts von diesem Kriege wissen; sie fürchteten, daß ihres Herrschers Hand zu mächtig und sein Griff zu fest werde. Des Königs eigener Bruder spielte den Verräter. Er war bei der Flotte, als Kanut wichtiger Fragen wegen in Schleswig weilte. Da die Verhandlungen sich dort in die Länge zogen, verließen die unzufriedenen gemachten Soldaten und Matrosen eigenmächtig die Schiffe und kehrten heim. Kanut war darüber so erzürnt, daß er die Fahnenflüchtigen hart zu strafen beschloß. Er ließ sie alle vor die Landgerichte bringen und verurteilte sie selbst zu großen Geldbußen. Um aber auch wieder christliche Milde zu zeigen, erließ er allen die Strafe, wenn sie sich zum Auszahlen der Zehnten an die Priester verpflichteten. Durch englisches Geld und Verräter aufgewiegelt, verwarfen die Meisten das Angebot der Milde und reizten dadurch den gerechten Fürsten so, daß er die Strafen durch seine Beamten unerbittlich eintreiben ließ. Die Beamten mögen wohl oft eifriger und härter verfahren haben, als der König es wollte, und so kam eine wilde Wut in das Volk, die noch vom Adel geschürt wurde. Kanut mußte vor den eigenen Untertanen fliehen. Durch ganz Jütland folgte ihm der aufständische Haufen; er erschlug den treuen Verwalter der königlichen Güter und plünderte und zerstörte die Pfarzen und Landgüter des Königs. Der Heilige floh von Jütland nach Fünen. Als er sich auch hier nicht sicher fühlte, gedachte er nach Seeland überzugehen. Doch falsche Freunde redeten ihm in verräterischer Absicht zu, auf Fünen zu bleiben; es lasse sich leicht ein Vergleich herbeiführen mit dem aufgeregten Volke; übrigens stände ihm im Notfall eine zuverlässige Schar Treuer zur Seite. So blieb der Herrscher denn in Obense.

Als der Heilige am Abend des 10. Juli 1086 in die Kirche des hl. Alban zur Besper gegangen war, umstellten ihn und die Seinen unverhofft die Rebellen. Nach kurzer Verteidigung war die Aussicht auf Rettung geschwunden. Der König hatte unterdessen einen Priester geächtet; dann schritt er zum Altare

und umklammerte in heissem Hülseraue den hl. Dyfertsch. Da sauste durch eines der erbrochenen Fenster ein Wurfspieß, der mit solcher Gewalt geschleudert war, daß er den Herrscher durchbohrte.

Kaum war die Untat geschehen, da verwandelte sich des Volkes Haß in bittere Reue. Das ganze Land fühlte bald, welch edlen und treusorgenden Herrn es verloren. Und als Kanut 1101 feierlich unter die Zahl der hl. Blutzeugen aufgenommen wurde, erwählte Dänemark den erschlagenen Fürsten in kühnem Danke zum Schuttpatron des Landes.

Ein verblendetes Volk verlieh einst den hl. Kanut, Deutschlands Boll hat sich in der Stunde der Gefahr einmütig um seinen Kaiser geschart und in herrlichen Siegen sich den Lohn der Treue geholt. Diese Treue, dieses einträchtige Einstehen für Kaiser und Reich darf auch durch die Dauer des Krieges nicht wankend werden. Es handelt sich in Wahrheit um unser Bestehen, um unsere Freiheit. Und für solche Stunden gilt das bekannte Wort unseres Lieblingsdichters:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt!“ (Schiller.)

P. S. B. O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Der Glaube

(7. Fortsetzung)

Daß der Schmerz das unabwendbare Erbe der Menschheit ist, lehrt der heutige Krieg mit einer solch eindringlichen Deutlichkeit, daß viele darob die Fassung verlieren, daß vielen darob das Herzblut fast stockt. Uebrigens hat keine Zeit für diese Wahrheit Zeugnis abzulegen vergessen. Das Heidentum sah vor all dem Erdemwel und Menschenleid die Freude und das Glück nicht mehr. Die Dichter jener Zeit versetzten sich deshalb auch zu Versen, die einem das Grauen in die Seelen jagen. So schreibt einer:

„Nimmer geboren zu sein, ist Erdenbewohnern das Beste,
Nimmer mit Augen des Tags strahlende Leuchte zu sehn;
Über geboren, sogleich der Unterwelt Tor zu durchschreiten,
Hoch von der Erde bedeckt liegend im hüllenden Grab.“

Ein anderer singt:

„Weinend betrat ich die Erde zuerst und verlasse sie weinend;
Nichts auf irdischem Pfad fand ich als Trauer und Schmerz.
Tränenbelad'nes Geschlecht; so jammerbelastet und kraftlos
Steigt du nie wieder zur Grast, wo du in Asche zerfällt!“

Und der Römer Seneca, der doch so herrlich über die Geduld schreiben konnte, tat den Ausspruch: „Wenn du einen Elenden siehst, dann wisse: es ist ein Mensch.“ Und Cicero, dem im Leben das Glück doch auf den Händen trug, schrieb, als er seinen gewaltigen Tod noch nicht ahnen konnte, die Worte: „Das Menschenleben ist nichts als die Fortsetzung eines Unglückstages.“ So steht das Heidentum, das dem Menschen doch alle Genüsse skrupellos anbot, dem großen Menschenrätzel, das sich Leid nennt, verständnislos und trostlos gegenüber. Erst der Glaube mit seiner himmlischen Offenbarung hat dies Rätsel gelöst und Worte geschrieben, die allerdings nur dem Gläubigen auf bühnere Fragen Antwort geben. Solche Trostesworte sind: „Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden!“ „Selig sind die Verfolgten und Bedrängten!“ — „Duldet es für lauter Freude, meine Brüder, wenn ihr in mannigfache Versuchung fallet!“ — „Rufe zu mir in der Trübsal, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!“ Schließlich ist die ganze Heilslehre des neuen Bundes im Kern eine Seligpreisung des Leidträgers. Und wenn die hl. Bücher auch die Allgemeinheit des Schmerzes aussprechen, so stellen sie doch gleich daneben die Lehre von den seligen Früchten der Leiden, die Anpreisung der großen Heilmittel in Leid und Weh. So bietet der Glaube Licht zum Verständnis der Leiden, Kraft zu ihrer verdienstlichen Uebernahme.

Der leiseste Trost für den Menschen — den übrigens auch das Heidentum hatte — ist der Umstand, daß der Leidtragende in jedem Menschen einen Mitgenossen hat.

„O Menschenkind, ist denn dein Leid so groß?
Was menschlich ist, das muß du dulden wollen.
Der bleiche Engel, der die Schmerzen trägt
In jedes Haus, in Königsburg und Hütte...
Soll er an deiner Tür vorübergehn?“ (Weber.)

Dieser leise Trost aber wird zum machtvollsten Tröster durch den Gedanken — und den hatte der Heide nicht — mein Gott, der für mich Mensch geworden, hat für sich keine Ausnahme verlangt, auch er ist den Weg des Leidens gegangen, und er hat im entscheidenden Weh seine Tage beschlossen. So wird dann das Heilandes Kreuz der Stab aller Kreuzträger, die Quelle einer unbegreiflichen Leidensseligkeit.

„O Kreuz, o du mein Streitpanier,
Dich grüß ich, heil'ges Kreuz!
Sei du mein Schut und höchste Zier,
Sei du mein einz'ger Reiz!“ (Hensel.)

Und das Heilandswort, das den Emmausjüngern des Kreuzes Geheimnis enthüllte: „Mußte nicht Christus dies alles leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?“ hat schon manche Leidensnacht erhellet, hat schon unzählige Rätsel, die Bein und Plage ausgegeben, im Leben des gläubigen Christen gelöst. Dies Heilands-

wort weist auf das Endziel alles Leidens hin, auf den großen Nutzen, den es für die Ewigkeit hat; wir wollen aber vorerst den Borteil ins Auge fassen, den wir schon hier vom Schmerz haben können.

„Auch im Uebel liegt ein Preis;
Wer ihn nur zu finden weis!“ (Dallier.)

Die eine irdische Seite dieses Preises erklärt uns Noquette näherhin in dem Spruche:

„Macht dich die Lust erblinden,
Muß erleuchten dich der Schmerz!“

Die Lust verursacht vielen Menschen einen geistlichen Star, sodas sie die Wege Gottes nicht mehr sehen und blindlings die große Straße der Sünde, des Verderbens laufen. Da kommt dann der Schmerz und rückt als ausgezeichnete Arzt den Star und öffnet das Auge wieder für des Allerhöchsten Vorchriften, die am Lebenswege allenthalben den Sehenden sichtbar sind. Von hl. Ignatius hatte der Ehrgeiz die Augen geschlossen; die Wehen der Krankheit öffneten sie weit und ganz. So fand er den Weg zu den Toren der Heiligkeit und des ewigen Ruhmes. So wurde für ihn wie für viele wahr:

„Nur tränenreicher
Vergangenheit wächst immer besser Zukunft;
Wir werden keiner ohne Tränen gut.“ (Knapach), denn

„Mit des Zufalls Nadeln,
Mit des Schicksals Messern
Will Gott uns adeln,
Will Gott uns bessern.“ (E. Zweig.)

Der Schmerz nimmt nicht nur das Dunkle, das Niedere, das Sündige aus deinem Leben: er macht besser, er macht gut, er adelt deine Seele und gibt selbst deinem Leibe eine Schönheit, die zwar das sinnliche Auge nicht fesselt, die aber den Blick des edlen Menschen auf sich zieht.

„Wenn du mit starkem Willen oft
Dein blutend Herz bezwingen:
Dann fühlst du, wie zu vollem Wert
Erwacht dein ganzes Leben;
Denn jeder Schmerz, der dich beschwert,
Wird dich nur höher heben.“ (Noquette.)

„Der Schmerz ist eben die Geburt höherer Naturen.“ (Tiedge.) St. Elisabeth ist der Beweis für dies Dichterswort. Das Leid hat sie geädelt und in wenigen Jahren zur Höhe geführt, die dem Himmel ganz nahe lag, die mit ihrer Seele wuchs und so schließlich an die Tore der seligen Ewigkeit stieß, daß sie weit aufsprangen und sie einließen zu unendlicher Borne. In Wirklichkeit ist das Leid der am besten passende Himmelschlüssel, ohne den, wie schon oben erwähnt wurde, selbst die menschliche Natur des Gottessohnes nicht zur Herrlichkeit des Himmels eingehen durfte.

Tiefe Gedanken: Das Leid, der Schmerz ist jedes Menschen Anteil; sie nehmen das Böse aus der Seele; sie adeln vor Gott, und ihr geduldiges Ertragen erwirbt am sichersten ewigen Lohn, haben die großen Kreuzträger geboren. Diese Gedanken haben die christlichen Helden aller Jahrhunderte hoch gehalten und auch in der ärgsten Qual den Mut, den Willen aufrecht gehalten. So wurde im Lichte des Glaubens der Schmerz „der große Lehrer der Menschheit. Unter seinem Hauche entsalten sich die Seelen.“ (Ebner-Eschenbach.)

Im Glauben liegt aber auch ein unerschöpflicher Reichtum an Kraft und Starkmut; sie fließen dem Christen vor allem ins Gebete zu. Dieser Gedanke ist so oft von christlichen Künstlern verherrlicht worden; und er birgt nicht nur eine Fülle von Schönheit und Wahrheit in sich, er wird durch des Meisters Werk zum liebevollsten Tröster. Wieviel Leid und Weh ist nicht schon vor dem Kreuztische im Gebete ausgebeutet worden? Wie oft ist dies Gebet schon zur Quelle überirdischer Stärke geworden? In Füßen des leidenden Gottmenschen, der freiwillig für Unabwendbare das Schwerste trug, im Angesichte der leidenden Gottesmutter, die den Eingeborenen in noch nie gesehenen Schmerz und Tod geben und sehen mußte, ist schon Menschen Trost angestossen, die sonst zusammen gebrochen wären. Hier haben sie sich nicht nur mit dem Schmerze versöhnt, sondern ihn — wenigstens mit dem Willen — gelassen auf sich genommen. Zum Lohn hat dann das Leid seinen Stachel eingezogen, es hat seine besten Seiten hervorgekehrt, und schließlich ist es zwischen ihm und der Menschenseele zu einer regelrechten Freundschaft gekommen. Dieser wohlthuende Einfluß des gläubigen Gebetes auf Leid und Weh wächst und steigert sich ins Unermeßliche, wenn der Anschluß an Gott ein wirklicher wird durch die hl. Kommunion. Wenn wir nach dem hl. Johannes Chrysostomus stark wie Löwen vom Tische des Herrn zurückkehren, dann gilt dies nicht nur für die Stunde der Versuchung; es gilt auch für die Stunden und Tage der Trübsal. Mit Löwenkraft werden wir das Leid getrost auf uns nehmen, wenn Gott mit seiner unendlichen Kraft zu uns gekommen.

Wie der Glaube im Schmerze Verständnis und Stärke verleiht, das zeigt so recht der tobenende Krieg. Er hat Tausende wieder klug gemacht und auf den rechten Weg geführt; er hat Abertausende gut gemacht, geädelt vor Gott und seinem Himmel. Im Frieden ging solch eine Seele ganz gewöhnliche Wege; der Krieg hat sie zum Helden gemacht, zum Helden der Gottes- und Nächstenliebe, zum Helden der Reinheit, zum Helden der Geduld. Manche Frau, deren Leben vor dem Kriege eine einzige Null war, hat die Heimsuchung dazu gebracht, eine wirklich zählende Zahl vor ihr Leben zu setzen. Vor allem hat der Krieg dann auch

die Gnadenquellen des Glaubens wieder besuchen gelehrt. Denn kein Einsichtiger leugnet, daß Kreuzigung und Kommunionbank die großen Heilmitteln des Kriegsschmerzes geworden sind. Und wohl denen, für die sie es schon geworden sind! Wohl denen auch, die dort Stärke und Trost suchen, wenn auch ihnen der Völkerrreit ein Kreuz auferlegt! Dort tröstet der große, allweise und allgütige Gott!

Denn lerne du sein Leiden
In Demut nur verstehen,
Wenn solche harte Zeiten
Dit über dich ergehen.
Daher sinkt vom Himmel nieder
Sein reiches Gnadenband,
Dann blüht die Wüste wieder
Wie eine frische Au! (Spreita.)

K. C. „Ich kenne die Meinen“

Auf der wogenden See. Im engen Raum des Unterseebootes. Todernst alle versammelt. Kapitän, Offiziere, Mannschaften. Die Wachstafel aufgeschoben, die Seematte fern, der Feind nahe, sichtbar. Das Schiff soll er nicht haben! Wer es verlor, geht mit ihm zu Grunde? Das Los entscheidet! — Den Feind trifft es. Der Feind auf, kämpft die Hände ineinander. „Anna! Anna!“ Sein junges Weib, im Winter ihm angetraut, hat jetzt wohl den ersten Jungen. — Dann rast er sich auf. Ein Händedruck, Gruß an die Heimat. Die andern Kriegsgefangenen in Feindes Boot, er hinterher ins deutsche Boot, mit dem Boot in den Tod. — Wer kennt sein Opfer? Wer erweist, was er hingab? — Wer hat Liebe und Sorge im letzten Aufschrei auf Meeres Grund vernommen? — Einer hat alles ersehen, alles gehört, wird den Gebetsstunde nie verdrängen lassen, alle Sorge auf sich nehmen, alles einmal zum guten Ende führen. Der Allgegenwärtige, der „die Seinen kennt“.

In den Karpathen. Schneesturm. Mitternachtskälte. Marschierende Truppen, der Vahldörfer entgegen. Einen verläßt die Kraft. Eine letzte Willensanstrengung, aber es geht nicht mehr. Sinkt hin am Wege. Reglos. Der Schnee weht über ihn. Kameraden ziehen vorüber, immer noch, immer mehr. Aber er einsam, unbeachtet. Der Körper erstarrt. In der Seele ein letztes Aufblitzen: die Mutter daheim, ob sie sich sorgt, für ihren Jungen betet? Wie es die alte, einsame, arme Frau tragen wird, wenn er nicht wieder kommt? Ob sie es je erfahren wird, wie und wo er starb? — In der nächsten Verfallstunde wird sein Name stehen, und dahinter: „Verstirbt.“ Bei Frühlingswärmen wird der Schnee rinnen, und dahinter: „Verstirbt.“ Bei Frühlingswärmen wird der Schnee rinnen, und dahinter: „Verstirbt.“ Bei Frühlingswärmen wird der Schnee rinnen, und dahinter: „Verstirbt.“

Im Lazarett. Die Fenster geöffnet. Draußen Frühlingssonne. Kameraden spazieren, rauchen, erzählen, lachen. Drinnen einer, der einsam dasitzt, zum Scherz eine Zeitung vor sich; in Wirklichkeit in bittere Gedanken versunken. Habert mit dem Schicksal. In der Schuld war er der Erste, aber ein Haus war ein kranke Vater, der früh starb, seiner Witwe und seinem Kleinsten, der eben in die Lehre getreten war, fünf schulpflichtige und kleinere Kinder hinterließ mit vielen Sorgen und keinem Vermögen. Er hatte die Lehrstelle aufgegeben, war zur Fabrik gegangen, um Geld zu verdienen. Hatte gewartet und gedurft, zuerst für Mutter und Geschwister, dann für sich, um es doch noch zu einer besseren Ausbildung bringen zu können. Und bei harter, starker Arbeit, mit Vergnügen auf Erholung und Vergnügen, war es gelungen. Vergangene Ostern hat er die letzte Prüfung auf der Maschinenbau-Schule bestanden und bald eine Stellung gefunden, wie er sie immer sich erträumt hatte. — Im Herbst ging es in den Krieg. Da wollte er sich auszeichnen, träumte vom Eisernen Kreuz, vielleicht gar von Beförderung. Und wer hätte sich eher auszeichnen können, als er mit seiner Gewöhnung an harte, anstrengende, andauernde Arbeit, mit seinem regen Verstande, mit seiner starken Energie? Aber, laun, daß er den Kriegsdienst richtig gelebt, hatte er ihn schon wieder verlassen müssen, als Krüppel. Die Ärzte hatten das Ihre versucht, den zerschmetterten Arm zu retten. Vergebens. Seitdem sitzt er da und grübelt: Warum? Warum? Die andern lachen und scherzen, er kneift die Lippen zusammen und stiert vor sich; die andern gehen aus und denken des Heimaturlaubes, der Zukunft, er bleibt, wo er ist, bleibt wortlos und finster. Willst als Sonderling, als hochmütig. Er läßt sie reden und wird nur noch finstlicher. Wer kennt ihn denn? Wer versteht sein ganzes Unglück? Wer fühlt mit ihm seine Bitterkeit bei der Frage: Warum nicht lieber eine tödliche Kugel, ein eheliches Soldatengrab? Wer weiß denn, was ihm das Leben alles schon aufgelegt hat? Was es ihm noch schulden sollte? Keiner, keiner von den Kameraden, die da lachen und scherzen können; keiner auch vom Krankenpersonal, die ihn schonend behandeln, mitleidig aufsehen; keiner weiß, was ihm eigentlich anhängt. — Keiner? Trübsinnige Blide gleiten über die Zeitungseilen, da bleiben sie stehen und lesen von Einem, der da sagte: „Ich kenne die Meinen.“ Und dann summt er über diesen Einen.

Im Stadtpark. Ein Invalide, allein, am Stod, gebeugt, graues Haar, grauer Bart. Sucht einsame Wege. Bleibt oft stehen, summt, schüttelt den Kopf, murmelt etwas Unverständliches. Auffällig oft mit dem bunten Taschentuch an den alten Augen. Denkt der Seinen; die Frau schon lange auf dem Friedhof; vorhin hat er sie besucht; die älteren Kinder in der weiten Welt zerstreut, verheiratet, müssen für sich selbst sorgen. Einer war geblieben, der jüngste, wollte beim Vater bleiben, ihm die alten Tage tragen helfen, verschönern. Er zog in den Krieg, schrieb oft; hatte immer gut gegungen; hatte seit Spätherbst das Eiserne Kreuz; sollte bald mal Urlaub zu erhalten, wollte dann dem Vater alles ausführlich erzählen. Dann blieben die Karten aus. Aber gestern eine von fremder Hand. Auf der Rückseite: „Mein Vaterland den Heldentod gestorben.“ Nur Weihnachtstag hat ihn die Kugel getroffen. Daran muß der Vater jetzt immer denken. Der kommt nicht wieder. Liegt in Feindesland, mit vielen anderen zusammen im Grabe, — vielleicht noch unbestattet im Kugelfelde zwischen den Schützen-

gräben. Man muß er, der Vater, seine alten Tage ganz einsam und verlassen zubringen. Und hatte sich so gefreut, seinen Jungen einmal wieder zu haben, mit ihm zu reden, ihn erzählen zu hören, seine eigene gereifte Lebenserfahrung dem jungen Brausekopf mitzuteilen. Und hatte jederzeit das Bedürfnis und auch das Glück gehabt, sich auszprechen, Menschen sich mitteilen zu können, zuerst, in längst verflorenen Tagen mit Vater und Mutter, dann mit seiner Frau, zuletzt mit seinem jüngsten, seinem besten Jungen. Jetzt aber ist er einsam, einsam bei seinem größten Leid, bei seiner höchsten Lebenserfahrung. Wenn er doch nur wüßte, wen er einmal aufsuchen, mit dem er einmal reden könnte, wie es ihm aus dem Herz ist! Aber wer will denn gerne einen alten, gramgefällten Mann anhören? Wer würde denn geduldig zuhören? So geht er einsam durch den Stadtpark, umhert die gepflanzten, schwarzen Menschenrinder, auch die nachdenklichen, von Geschäftsforgen sich ein wenig verschmäuenden Männer; spricht mit Bäumen und Sträuchern. Und weiß doch, daß Bäume und Sträucher ihn nicht verstehen, ihn nicht von den Bergen zwischen Raas und Mosel, wo irgendwo sein Junge liegt. Antwort geben können. Wenn doch nur einer wäre, der sich für ihn interessierte! — Da geht es ihm nieder durch den Kopf, was er heute früh auf der Straße hörte von Mädchen, die sich gegenseitig die Schulaufgaben aufgaben: „Ich kenne die Meinen!“ Da greift er still zum Rosenkranz und spricht mit Ihm.

In der Kirche. Zwischen den Frauen kniet eine im Sonntagskleide der Arbeiterfrau. Sie schluchzt und weint. Warum? Denkt sie des Kindes, denn sie vor einigen Wochen das Leben gab, das heute nachmittags aber schon hinausgetragen werden wird zum Friedhof? Oder denkt sie des Großen, der aus der Schule entlassen ist, aber keine Stelle finden kann, die für den schwächlichen, zurückgebliebenen Jungen paßt? Oder an das Mädchen, das zum Tische des Herrn ging, und schon wieder es über sich brachte, zu nachen und dann sie, die Mutter, zu belügen? Oder welches sonst von den fünf noch lebenden Kindern macht ihr Kummer, daß sie schluchzt und weint in der Kirche? O, an alle die Kinder hat sie auch gedacht, aber die Tränen sind ihr gekommen und wollen gar nicht versiegen, weil sie ihres Mannes denkt, der fort mußte in Feindesland, nicht an die Front, nur zur Befahrung; nach Weihnachten ist er noch auf Urlaub gewesen; da hat er sie getröstet, er komme bald wieder, dann teile er wieder alle Sorgen und Arbeitslast mit ihr. Nun ist er von tödlicher Krankheit schnell, fast plötzlich hinweggerafft; gestern hat sie die Nachricht erhalten. Nun kehrt er nie mehr an ihre Seite zurück, nun muß sie alles allein tragen, Sorge, Arbeit, Kummer und Verantwortung, und dazu das große Leiden um den Verlust ihres Liebsten. Darum kann sie Schluchzen und Weinen nicht unterdrücken. Es ist ja auch keiner, der ihr beisteht, der ihr hilft; keiner, an den sie sich halten könnte. — Aber da hört sie von der Kanzel: „Ich bin der gute Hirte, ... ich kenne die Meinen.“ Da atmet sie auf, die Frau im Sonntagskleid, und blüht zum Alter; sie weiß ja, wo Er wohnt, der so sprach. Da wird sie Trost und Beistand finden.

Die Brillanten zum Eisernen Kreuz

Der Herbst! Und der Herbst am deutschen Rhein!
Hell schlagen Flammen die Dünge hinan.
In Gärten flackert's, um Nebenzestänge;
Das hat der Goldschmied, der Herbst getan
Es hängt an den Zweigen, funkelt und gleißt
Bis der westliche Wind es herüberweht.

Da ist er auch schon! der wilde Gefell,
Rührt in den Prunk und gerzt und schnell
Von dannen, heidi! und lacht verwegend...
Nun fallen die Blätter wie goldener Regen
In fahle Gräser und Grabenpfähle,
Wiebeln und sinken und taumeln leicht
Den Wehmann auf grauen Mantel und Mäße.
Der hat gestanden im Feuer der Schlacht —
Das Eisene Kreuz hat er mitgebracht.

Er strammt den Schritt,
Nur weiter, weiter!
Rechtsab ins Tag durchs Farnefeld
Des Herbstes. Weiter!
Die Dichtung noch... Nun leuchtet sein Bild!
Nicht weit, am Damp sein Heim; und daneben
Seine liebe, liebe, Schule! Sein Leben!
Des freudigen Wirkens heiliger Ader.
Doch weiter, weiter, wader!

Als könnte sein Bild noch flieh'n und versinken.
Jetzt von der Höhe ein Säulen und Winken:
Sein liebes Weib, seine Kinder! drei Knaben,
Sein Mädel, Gymnasialschülerin,
Eine Mousminoise mit sonnigem Sinn —
Die winken, nein, nun sieht er sie traben,
Sie fliegen ihm zu mit Durst und Freuden
Und fangen ihn ein.

Und fassen ihn jubelnd der Mutter hin.
Die schlingt um des Gatten Nacken die Arme
Und überfließt weint sie warme,
Kristallene Tränen aufs Eisene Kreuz...

Und fröhlich umdrängen die Kinder ihn.
Und das Töchterchen: „Vater, Vater sieh hier!
Die Tränen — unsere Mutter hat dir
Zum Eisernen Kreuz die Brillanten verliehen!“

K. V.

Wigbert Reith.

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Feldbrief-Einlage an
unsere tapferen Krieger. Man lege nie
eine Nummer unbenutzt bei Seite.